Zeitschrift: Geistesfreiheit
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 4 (1925)
Heft: 11

Artikel: Hie Mensch, hie Soldat : eine Erwiederung
Autor: E.Br.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-407251

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Handlung des Geistes, wodurch die Worte eines Satzes nach einem anderen als dem natürlichen und offen liegenden Sinn verdreht und gezwängt werden», und es ist deshalb — wiederum nach Gury — aus wichtigen Ursachen erlaubt, sich eines geheimen Vorbehaltes und solcher zweideutiger Worte zu bedienen, aus denen der vom Sprechenden beabsichtigte Sinn *erraten* werden kann, da der Nächste dadurch nicht eigentlich getäuscht, sondern seine Täuschung einer gerechten Ursache wegen zugelassen (!) wird — d. h. es ist eben seine eigene Schuld, wenn er den Worten eine falsche Bedeutung beimißt. Eine solche gerechte Ursache, geheimer Vorbehalte oder zweideutiger Worte sich zu bedienen, liegt vor, so oft diese zum Heile des Körpers, zum Schutze der Ehre, zum Vorteil des Hauses oder der Familie, zum Besten einer Gesellschaft (natürlich in erster Linie der Gesellschaft Jesu) notwendig oder nützlich erscheint. Dieser geistige oder Gedankenvorbehalt findet deshalb namentlich seine Anwendung bei Eiden, Versprechungen oder Zeugnissen, und führt dort zu keinem anderen Ziele, als daß man das eben Erklärte oder Versprochene oder gar Beschworene nicht zu halten gezwungen ist. Wenn man also z. B. sagt und sogar beschwört: Ich werde es tun, so geschieht dies nur *mit dem Vorbehalt, wenn ich bis dahin meinen Willen nicht ändere,* oder *wenn es mir dann noch beliebt.* Es gilt nach jesuitischem Grundsatz weder als Lüge noch als Meineid, wenn einer, sei es freiwillig oder aus Zeitvertreib oder aus was immer für einer anderen Absicht schwört, daß er etwas nicht getan habe, was er aber wirklich getan hat, wenn er bei sich nur etwas anderes, was er nicht getan hat, oder einen anderen Tag als den, an welchem er es getan hat, oder irgend einen anderen wahren Beisatz hinzudenkt! Es ist auch derjenige, welcher beim Eintritt in einen geistlichen Orden ausdrücklich die innere Absicht hat, sich nicht zur Keuschheit zu verpflichten, auch nicht gehalten, dem Gelübde der Keuschheit nachzuleben, denn Escobar lehrt ausdrücklich: «Wer äußerlich schwört *ohne die innere Absicht, zu schwören,* (!!) ist durch den Eid nich gebunden.» Mit ausgeklügelter Pfiffigkeit haben die Söhne Loyolas die *Absicht* als das die Handlung schlechthin bestimmende eingesetzt, und machten so jedes Verbrechen schuldlos, sobald der Handelnde dabei *nicht das Verbrechen selbst,* sondern *irgend einen erlaubten Zweck im Auge behielt.* Dieser Kunstgriff oder Kniff heißt: Die Methode, die Absichten zu lenken, und bildete das beste Mittel — zum Zwecke, alle mißliebigen Eide, Versprechungen und Verträge, alle unangenehmen Verpflichtungen und Folgen zu umgehen.

Einige Beispiele mögen diese Grundsätze in noch helleres Licht setzen.

Sanchez [4]) z. B. lehrt, es dürfe jemand, der eines Mordes schuldig ist, den er an einem Peter verübt hat, selbst unter einem Eide aussagen, *er habe den Peter nicht getötet,* indem er sich *einen andern* dieses Namens hinzudenkt; oder wenn er gerade an diesen fraglichen Peter denkt, so darf er antworten: ich habe ihn nicht getötet, mit dem Gedankenvorbehalt: *vor seiner Geburt!»* — «Denn», sagt Sauchez, «eine solche List ist von großem Nutzen, um vieles zu verbergen, was verborgen bleiben muß, und was doch nicht ohne Lüge und Meineid verborgen werden könnte, wenn es nicht auf diese Weise geschehen dürfte!» Und Sanchez ist nicht der Einzige, der solche Grundsätze verficht, fast alle anderen jesuitischen Moraltheologen folgen getreulich diesen Fußstapfen. So lehrt Lessius [5]): «Hat ein Verbrecher keine Hoffnung, mit Leugnen durchzukommen, wie z. B. da, wo er sieht, daß sein Verbrechen leicht erwiesen werden kann, dann ist er zum Geständnis der Wahrheit verbunden, weil er in solchem Falle keinen Grund mehr hat, die Sache zu verhehlen. So lange er aber Hoffnung hat, mit Leugnen durchzukommen, ist er nicht verpflichtet, die Wahrheit zu sagen.»

(Fortsetzung folgt.)

[4]) Sanchez, Thomas, 1550 zu Cordoba geboren, trat 1567 in den Jesuitenorden ein, gestorben am 16. Mai 1610 zu Granada.

[5]) Lessius, Leonardus, am 1. Oktober 1554 geboren, war einer der ersten Anhänger des Molinismus in den Niederlanden, starb am 5. Januar 1623.

Gesinnungsfreund, haben Sie der „Geistesfreiheit" schon einen **neuen Abonnenten geworben?**

Hie Mensch, hie Soldat.

Eine Erwiderung.

Motto: Ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Übel, das die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muss. *Bismarck.*

In der letzten Nummer dieses Blattes verficht ein Einsender (Herr A. Furrer) den Militarismus, die planmäßige, staatliche Vorbereitung des Massenmordes als unumgängliches Mittel zur Erhaltung der Schweiz. Der Artikel ist eine Entgegnung auf die redaktionellen Bemerkungen zu einem von drei Friedensgesellschaften an einrückende Soldaten gerichteten Flugblatt (siehe Nr. 8 d. Bl.). Um die folgende möglichst kurz gefaßte, auf einige Punkte sich beschränkende Erwiderung ganz zu verstehen, ist die Kenntnis des Flugblattes, der angeknüpften Betrachtungen und der Entgegnung (in Nr. 9) nötig.

Herr F. wirft die Frage auf, ob wir Freidenker, wenn die Schweiz eine freigeistige Demokratie wäre und von andern, natürlich zurückgebliebenen, Staaten angegriffen würde, unser freigeistiges Vaterland als theoretische Pazifisten im Stiche ließen oder es nicht doch für besser hielten, es mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Er stellt die zweite Frage, ob wir in einem Vernichtungskrieg der katholischen Kirche gegen den Protestantismus beiseite stehen oder es nicht doch für klüger ansähen, für diesen Leib und Leben gegen die römische Macht in die Schanze zu schlagen.

Worauf zu erwidern ist, zum ersten Punkt: Leider ist in Anbetracht des langsamen Fortschreitens der geistigen Entwicklung und der mächtigen fortschrittsfeindlichen Faktoren noch auf sehr lange hinaus nicht die geringste Aussicht auf eine freigeistige Schweiz vorhanden. Noch viel unwahrscheinlicher ist es, daß die Schweiz eine freigeistige Demokratie sein wird, während die Staaten rundum noch von reaktionärem Geiste beherrscht werden, daß dort die Kirche die Hand auf dem geistigen Leben hat und der Militarismus zähnefletscht, während bei uns das Pensée, das Zeichen des freien Denkens, im Banner weht und Kanonen nur noch im Landesmuseum zum Sichdrobverwundern stehen. Auch die Geschichte — sofern man nicht auf die Schulbuchschweizergeschichte abstellt — weiß von einem geistigen Vorsprung der Schweiz nicht das geringste. Es ist demnach völlig zwecklos, sich mit der Frage zu befassen, wie wir uns in einem Angriffskrieg des reaktionären Auslandes auf eine freigeistige Schweiz verhalten würden; mich mit Unwahrscheinlichkeiten abzugeben, dazu ist mir die Zeit zu kostbar.

Zur Erhaltung der politischen Freiheit der Schweiz vor der Friedenspropaganda — die naturgemäß antimilitaristisch ist — zu warnen, hätte einen Sinn, wenn wir in der Schweiz mit den Friedensbestrebungen allein stünden. Allein «draußen» sind auch Kräfte am Werke, viel stärkere als bei uns; die Schweiz wird nicht allein «schuld» sein, wenn die Menschheit dermaleinst den wirklichen, waffenlosen, als sittliche Selbstverständlichkeit empfundenen Völkerfrieden haben wird.

Zum zweiten Punkt, katholisch-protestantischer Religionskrieg, ist zu sagen: Am Willen Roms, sich die Welt zu unterwerfen, gleichviel mit welchen Mitteln, ist nicht im geringsten zu zweifeln. Auch vor einem ungeheure Opfer fordernden Vernichtungskrieg gegen die Anders- und Nichtgläubigen würde die Ekklesia militans (die kriegerische Kirche) nicht zurückschrecken, wenn sie des Erfolges gewiß wäre. Aber die Anhängerschaft der katholischen Kirche ist nicht mehr die festgefügte, geistig uniforme Masse wie früher. Viele Katholiken bleiben zwar dem Glauben, auf den sie getauft und in den sie eingewöhnt wurden, treu, fühlen sich aber nicht in erster Linie als Katholiken, sondern als Menschen unter Menschen, huldigen auch in konfessioneller Hinsicht dem toleranten Grundsatz: «Leben und leben lassen», sind durch wirtschaftliche, freundschaftliche und andere Beziehungen mit zahlreichen Nichtkatholiken verbunden und wären für einen Massenmord an diesen nicht zu haben. Auch den Posten «Religionskrieg» hat Herr Furrer, um bessere Beweise für die Notwendigkeit der Kriegsbereitschaft verlegen aus dem Blauen hervorholt.

Die schweizerischen sozialdemokratischen Führer bekämpfen den Militarismus nur mit halber Kraft, sagt Herr Furrer, weil sie gegebenenfalls «die erbärmliche bürgerliche

Demokratie» der Verteidigung wert hielten, «wenn es beispielsweise Mussolini einfallen sollte, unser Ländchen seinem Reich einzuverleiben».

Ich kenne die Gedankengänge parteipolitischer Führer zu wenig, um die Behauptung des Herrn Furrer auf ihre Richtigkeit prüfen zu können. Mag aber etwas Wahres dran sein, mag die schweizerische Sozialdemokratie den Glauben an die Notwendigkeit der Waffen noch haben, weil ringsherum dieser Glaube auch noch herrscht, so ist damit nichts bewiesen, als daß die Schweiz auch hinsichtlich nichts Eigenartiges, Höheres darstellt, sondern mit den Wölfen heult, zwar gerne fortschritte, wenn es die andern auch täten, aber ebenso geruhig im alten Tümpel verharrt, wenn sich die andern nicht von der Stelle bewegen. Die mussolinische Ueberrumpelung und «Einverleibung» ist abermals ein Posten auf das Konto der Unwahrscheinlichkeit und daher ebenso wenig geeignet wie die von bösen Nachbarn umgebene «freigeistige Schweiz» und der Religionskrieg, um als Beleg für die Verwerflichkeit kriegsgegnerischer Bestrebungen verwendet zu werden.

Hr. F. mahnt zur Langsamkeit im Fortschritt, warnt vor dem «Himmelstürmen», denn solches bleibe nicht ohne schweren Rückschlag. Wirklich eine zeitgemäße Warnung! So weit zurück wir die Geschichte von Völkern kennen, war Krieg, gegenseitige Vernichtung an der Tagesordnung, und je näher wir in der Betrachtung unserer Zeit rücken, desto furchtbarer, möderischer, folgenschwerer gestaltete sich der Krieg, bis er im Weltwahnsinn von 1914 bis 1918 zum Millionen von Menschen verschlingenden, Hunger, Siechtum, moralisches Elend erzeugenden Ungeheuer anwuchs, so daß selbst Leute, die keinen «Vatermord» im Unterbewußtsein haben und deshalb vor Blut und Fleisch zurückschrecken, den Eindruck gewonnen haben, es sei nun genug und die höchste und dringlichste Kulturaufgabe bestehe nun darin, die Menschheit vor der Wiederholung einer solchen Selbstzerfleischung zu bewahren; man erkannte den Frieden als die Grundlage der Kultur, als den Zustand, durch den allein das menschliche Schaffen und Streben, Bauen und Erfinden, überhaupt das Dasein einen Sinn bekommt. Es ist Zeit, höchste Zeit, Herr F., daß das Volk aufhört, den Krieg bloß als ein Uebel zu betrachten, und daß es beginnt, ihn in seinem ganzen millionenfältigen Schrecken und Elend zu erfassen, die Ideale, für die es ihn zu führen glaubt, als Täuschungen, Phrasen und hinter ihnen die Selbstsucht, den Machthunger, in irgend einem Sinne das «Geschäft» als wirkliche Triebfeder zu erkennen. Erkennen lernen muß es, daß dieser idealbemäntelte Massenmord ganz einfach ein ins wahnsinnig Massenhafte vervielfachter Einzelmord ist, daß es also, wenn es diesen verabscheut, jenen nicht gutheißen, nicht sich selber der Teilnahme an dem Riesenverbrechen schuldig machen kann. Zeit ist es, höchste Zeit, daß es umdenken, daß es überhaupt denken lernt, daß es aus der «heiligen» Tradition, der Verehrung des Haudegenheldentums, dem dummen Hochmut auf die glorreiche Vergangenheit des Vaterlandes heraus und zur Selbstbesinnung, zur Betrachtung der Gegenwart und der Zukunft kommt, daß es zur Ablehnung des Krieges kommt, bevor plötzlich als angeblich höhere Macht der Gaskrieg da ist, von dem heute, wo die Wunden vom Weltkrieg her noch bluten, gesprochen wird, als handle es sich um ein interessantes Experiment. In der Schweiz, wie in allen andern Ländern müssen dem Volk die Augen aufgetan werden, nicht nur da *oder* dort, das ist ganz selbstverständlich, davon braucht man gar nicht zu reden.

Klar ist auch, daß die Dienstverweigerung eines Einzelnen ein fruchtloses Opfer ist. Dessen sind sich wohl auch die Herausgeber des betreffenden Flugblattes bewußt und haben demgemäß nicht zur Dienstverweigerung aufgefordert oder aufgemuntert. Wenn es Herrn F. beliebt, zwischen den Zeilen zu lesen, so ist das seine persönliche Angelegenheit. Das aber geht nicht an, den Verfasser eines Schriftstückes verantwortlich zu machen für etwas, das er nicht geschrieben hat, das ein anderer aus subjektivem Empfinden, welches vielleicht in gewissen Punkten subjektive Reizbarkeit ist, zwischen den Zeilen lesen zu können glaubt.

Die Verteilung des Flugblattes an einrückende Soldaten erfolgte meines Erachtens deshalb, weil es einem Menschen, der mit Mordwerkzeugen ausgestattet und in ihrer Handhabung sich zu üben veranlaßt wird, am nächsten liegt, über die Frage nachzudenken: Was ist der Krieg nach seinen Entstehungsbedingungen, seinem Wesen, seinen Folgen?

Den möglichen Einzelfall, daß ein im Unterbewußtsein schlummernder verbrecherischer Wunsch — Vatermord — Schuldgefühl und damit Abscheu vor Blut und Fleisch und Krieg erzeuge, hätte Herr Furrer bei der psychologischen Durchstrahlung der Kriegsgegner besser weggelassen. Denn solches Exemplifizieren heißt man denn doch: an den Haaren herbeiziehen!

Herr Furrer vertritt den Satz, daß es keine absolut richtigen ethischen Standpunkte gebe, und zwar tut er es im Anschluß an die Zweifelsfrage: «Aber ist es denn so ganz sicher, daß jene ethischen Prinzipien, welche die Gewissensnöte des Antimilitaristen hervorrufen, die richtigen sind?» Er will damit gewissermaßen der Verteidigung der Kriegsgegnerschaft den Boden unter den Füßen wegziehen; er stellt damit aber auch seine eigene Argumentation ins Leere. Die Relativität der Werte, auch der sittlichen, ist, so viel ich zu wissen glaube, nicht erst seit Einstein bekannt. Aber es wäre ein unfruchtbares Unterfangen, in diesem Zusammenhang näher darauf einzugehen. Die Sache liegt doch einfach so: Man hat Krieg und Frieden einander gegenüberzustellen, also granatendurchwühlte, zerstampfte Felder und fruchttragendes, ernährendes Ackerfeld, rauchende Trümmerhaufen und blühende Dörfer und Städte. Züge heimatvertriebener, armer, elender Menschen und Menschen bei emsiger, schöpferischer Arbeit im Feld und im Werkraum, durch Tod und Laster zerstörte Familien und geordnete, glückliche Familien, die die besten Bedingungen zum Heranwachsen eines an Leib und Seele gesunden Geschlechtes bieten, dann das Bild der Schlacht mit den platzenden Bomben, den zerrissenen Menschenleibern, dem wahnsinnigen Getöse des Trommelfeuers, dem in der Giftgaswelle qualvoll würgenden Tode, dem schauerlichen Gemetzel Mann gegen Mann und das Bild friedlicher Kulturarbeit, irgendeinen Ausschnitt eines vom Krieg nicht berührten Landes und dieselben Menschen als sorgende Väter, Söhne, Brüder, als denkende, fühlende Menschen, als Ausüber irgendwelcher aufbauender, erhaltender, den Mitmenschen zugute kommender Arbeit.

Man muß schon eingefleischter Militarist sein, um angesichts dieser beiden Bilder die Relativität der ethischen Wertschätzung als Argument gegen die Bekämpfung des Krieges herbeiziehen zu können. Allerdings läßt sich ja fragen, kann nicht der Preis, um den die furchtbaren Opfer gebracht werden, so hoch sein, daß sie gerechtfertigt sind und der höhere ethische Wert also darin liegt, sie gebracht zu haben? Antwort: Erstens, im allgemeinen: Der Zweck heiligt das Mittel nicht; zweitens, im besondern: selbst wenn die Kriegsbereitschaft als das einzige, wenn auch unwirksame Mittel zur Verteidigung der bedrohten vorfreigeistigen schweizerischen Demokratie angesehen werden müßte, so ist damit nicht gesagt, daß wir nicht die Ausscheidung dieses barbarischen und für die kleine Schweiz untauglichen Mittels erstreben sollen, während ringsumher in der Welt auf den Völkerfrieden hingearbeitet wird.

Wollten wir unser Verhalten dem Gedanken der Relativität der ethischen Wertschätzungen unterwerfen, so müßten wir in letzter Konsequenz sowohl auf das Wertschätzen als auf das Handeln darnach verzichten, wir müßten alle Handlungen einander gleichstellen und es würde sinnlos sein, einem als unwürdig oder barbarisch empfundenen Zustand entrinnen und eine höhere Stufe erreichen zu wollen, denn jener Zustand kann auch als nichtbarbarisch angesehen werden und jene höhere Stufe erscheint von gewissen Standpunkten als ein viel tieferes «Unten». Trotz Relativität wage ich zu sagen: Friede ist besser als Krieg, Schlichtung von Meinungsverschiedenheiten durch gegenseitige Verständigung besser als gegenseitiges Zerstören und Abschlachten, Locarno ist besser als Versailles, offene Hand ist besser als geballte Faust, Wohltun besser als Wehtun; so viel begreifen schon die kleinen Buben und Mädchen in der Schule.

Nun noch zur Verteidigung der «N. Z. Z.» durch Herrn F. Ich habe gesagt, die «N. Z. Z.» scheine die Millionen Leichen, Krüppel, die zerstörten Milliardenwerte mit Gelassenheit ansehen zu können, weil die «N. Z. Z.» von grotesken Uebertreibungen in dem Flugblatte spricht. Man muß das

Flugblatt gelesen haben, um zu wissen, was der «N. Z. Z.» als groteske Uebertreibung erscheint.

Herr Furrer belehrt, daß die betreffenden Zeitungsschreiber aus andern innern und äußern Bedingungen heraus reden, schreiben und handeln. Sehr richtig, wir begreifen:

Entweder schreiben die Leiter und Mitarbeiter militärfreundlicher Blätter so, wie sie denken und fühlen, und so, wie sie als Diener ihrer Partei schreiben müssen; dann stimmen ihre innern und äußern Bedingungen überein und sie tun, was sie aus zwiefachem Antrieb nicht lassen können. Und es bleibt dabei: das Schlachtfeld mit seinen Schrecken macht auf sie nicht denselben Eindruck wie beispielsweise auf mich; ihnen steht ein anderes Ziel oder Ideal viel höher als der Friede; sie opfern jenem Ideal unbedenklich den Frieden. Ihre Klugheit und «Humanität» ist ganz anders gerichtet als die eines Kriegsgegners. So verstehe ich die Herren und nicht halte ich sie für dümmer als «uns». Oder aber denkt und fühlt der eine oder andere unter ihnen ganz ähnlich wie ein Friedensfreund, er leidet unter dem Kriege innerlich. Aber als Diener der Partei mußte er diese «innern Bedingungen» den «äußern», d. h. dem System, dem er dient, unterwerfen, und indem er dies tat, hat er sich in ganz besonderem Maße als *klug* erwiesen; denn unklug ist es, seine Gedanken offen auszusprechen, sofern sie nicht mit der öffentlichen Meinung übereinstimmen, unklug, nicht «des Lied zu singen, wes Brot man ißt». So klug, sich selber nicht zu verraten, sind auch alle die, die zur Kirche gehören, ohne noch einen inneren Zusammenhang mit ihr zu haben, zur Kirche gehören, weil es Sitte, weil man besser angesehen ist, weil man sich damit den Schein der Frömmigkeit gibt, weil es nach oben (wenn man unten ist) und nach unten (wenn man am Ruder ist) einen guten Eindruck macht, weil es Tradition ist und weil die Nichtzugehörigkeit dem Geschäfte schaden könnte. Sie sehen also, Herr Furrer, daß Sie sich geirrt haben mit der Annahme, ich halte andere Leute für dümmer als die Freidenker. Und noch auf einen Irrtum muß ich Sie hinweisen: Sie, ein ehemaliger Offizier, glauben, wie Sie in Ihrem Briefe schreiben, genügend Abstand von allem Persönlichen gewonnen zu haben, um rein prinzipiell zu der besprochenen Frage Stellung nehmen zu können. Diesen Eindruck erweckt Ihr Artikel nicht, sondern vielmehr den, daß Ihr psychiatrischer Scharfsinn Sie in bezug auf Sie selber im Stich gelassen hat, denn in Ihrem Unterbewußtsein sind Sie noch Offizier, wie er vor Jahren leibte und lebte, und der unterbewußte Offizier ist es, der die Worte geschrieben hat: *«Und uns ist dann die Erfüllung der Militärpflicht zwar nicht etwas Heiliges, aber etwas sehr Vernünftiges und sogar Sittliches»!* *E. Br.*

(Zu dem Artikel des Herrn A. Furrer sind mir zwei Entgegnungen eingegangen; die eine (von K. G.) war viel zu umfangreich, um in der «Geistesfreiheit» verwertet werden zu können. Sie packte aber das aufgeworfene Problem in der Tiefe an, und wir werden in Zürich voraussichtlich Gelegenheit haben, den Verfasser an einem Vortragsabend darüber sprechen zu hören. Die andere (von F. W.) griff namentlich die wirtschaftliche Seite der schweizerischen Demokratie heraus. Sie musste beiseite gelegt werden, weil es dem Schriftleiter daran lag, auf die Einwände von Herrn A. Furrer selber zu antworten. *Die Schriftleitung.*)

Zum Darwinismus - Streit.

Die «Münchener Neuesten Nachrichten», eine der gelesensten Tageszeitungen von Süddeutschland, haben vor einiger Zeit zur Klärung der *Darwin-Diskussion,* die also auch die *Abstammung des Menschen* betrifft, verschiedenen Darstellungen *) deutscher Fachgelehrter einen breiten Raum gewährt. Hierbei zeigte sich, daß darunter sich auch Stimmen gegen die Darwin'sche Deszendenzlehre befanden. Das hatte zunächst zur Folge, daß zirka zehn Professoren der Münchener Universität, darunter weltbekannte Größen, wie R. Hertwig, Dobelein etc. einstimmig erklärten, daß sie *Anhänger* der gen. Theorie seien, während die Gegner sich bloß kritisch, d. h. in ablehnendem Sinne betätigt hatten, wobei notabene aber doch keiner von ihnen — erfreulicherweise — z. B. auf das Wunder einer Erschaffung des Menschen durch ein göttliches Urwesen offen abzustellen wagte. In diesem Streit der Meinungen ergriff nun kürzlich (30. IX. 25) auch der bekannte Paläontologe der Münchener Universität, Professor Dr. *Edgar Dacqué,* der Nachfolger Zittel's, das Wort zu einer längeren, höchst interessanten Auseinandersetzung, über welche ich hier — lediglich referierend — in aller Kürze berichten möchte, weil eben gerade die *Paläontologie* oder Petrefactenkunde, d. h. die Lehre von den eventuell aus den ältesten Zeitaltern unseres Erdballes stammenden Versteinerungen von Tieren und Pflanzen, doch wohl für obige Frage die den Ausschlag gebende Instanz sein dürfte.

«Zunächst muß man den naturhistor. Standpunkt von dem philosophisch-weltanschaulichen (der auch ein metaphysisch-religiöser sein kann) ganz klar scheiden. *Naturwissenschaftlich* betrachtet ist die *Abstammungs-* oder *Deszendenzlehre* eine in steter Umschmelzung begriffene wissenschaftliche Formulierung jener Ueberzeugung, welche besagt, daß die zahllosen Scharen von Lebewesen, die seit den ältesten Epochen bis heute unsere Erde bevölkerten, nicht durch ein unauflösliches Wunder, sondern durch natürliche Zeugung auseinander hervorgegangen seien und sich dabei durch ebenso natürliche Umstände immerfort gewandelt haben; ihre erdgeschichtliche Aufeinanderfolge müsse daher nach dem Vorbilde eines sich immer mehr verzweigenden *Stammbau-*

*) In Nr. 212, 244, 255, 256, 258, 261, 262, 265, etc.

Feuilleton.

Kirche und Mode.

Nachdruck aus der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 15. November 1925, Nr. 1800.

C. G. Wo kommen wir hin! Der Papst hat sich einer Schar junger Pilgerinnen gegenüber für die kurzen Haare, für den Schnitt à la Ninon ausgesprochen. Der Kardinal-Erzbischof von Paris hat vorgestern einem Redakteur des «Petit Journal», der ihn interviewte, erklärt: «Die Tugend einer Frau hängt weder von der Länge ihrer Haare noch von der Länge ihrer Röcke ab», und sanktionierte somit die jetzige Mode. Welche Frau wird sich nach diesen Ermunterungen noch die Haare wachsen lassen? Und wie soll man von den irdischen Frauen noch verlangen, auf Koketterie zu verzichten, wenn sogar die himmlischen anfangen, mit ihnen darin zu konkurrieren? Die Madonna als Mannequin, das ist das Neueste. Schon lange pervertierte man ja die Gottesmutter in den italienischen Kirchen, indem man sie zu Luxus und Eitelkeit geradezu erzog. Man steckte ihnen die kostbarsten Ringe an, hing ihnen Perlenketten um den Hals und Armbänder um die Arme. Die kleine kindliche Madonna in der Kathedrale von Mailand z. B., die den gläubigen Müttern hilft, trägt ein riesiges Pendantif aus echten Brillanten, ein Diadem aus echten Rosetten, einen Ring und ein Armband mit grösseren Steinen daran als jene, mit denen manche neue Reiche protzt. Und wenn sie wenigstens noch in Lebensgrösse dastände, diese Madonna, aber sie gibt nur die Illusion einer Frau; denn sie ist mit Oelfarbe auf eine Leinwand gemalt. Grotesk hebt sich der Schmuck von ihr ab.

Aber dass man eine Madonna auch mit einem besonders schönen Kleid belohnt, ganz wie eine gewöhnliche Sterbliche, das erfährt augenblicklich die Madonna von Sevilla. Die Stifterin hat ihr eine Robe aus Paris versprochen, wenn sie helfen würde, ein authentisches Pariser Modell. Das teuerste Kleid, das jemals einer Madonna nach Mass gemacht wurde. Man wird jetzt nicht mehr in die Kirche gehen um der Madonna, sondern um des Kleides willen. Man wird wallfahren zu der Robe des Schneiders X. Und anstatt, dass die Leidenschaften in den Kirchen gedämpft und gereinigt werden, wird sie die Madonna, freilich gegen ihren Willen, neu entfachen. Denn manche Frau wird sie um ihr kostbares Kleid beneiden und nicht ruhen, bis sie ein ähnliches besitzt. Manche auch wird — wenn sich die Madonna nicht in weiblicher Eitelkeit dagegen wehrt und vielleicht ein kleines Wunder geschehen lässt, um die Frevlerinnen zu erschrecken — es ihr gar nachmachen, es kopieren wollen; denn das Kleiderkopieren ist eine Spezialität des weiblichen Geschlechtes. Freilich, da die Mode zweimal im Jahr wechselt, dürfte das Kleid bald altmodisch werden, es sei denn, dass die Toilette der Seviller Madonna das zeitlose Kleid aller ihrer Vorgängerinnen zum Muster dienen wird.

Aber ob ein Pariser Schneider eine Frau unmodern anziehen kann? Das ist eine Frage. Nun, wie dem auch sei, die Steine, die die Robe schmücken werden, werden nicht altern. Denn das Prunkgewand dieser heiligen Frau wird 250 000 Franken kosten. Wird sie nicht ihr himmlisches Veto einlegen gegen solche Verschwendung? Wird sie nicht ihren Schwestern auf Erden als Vorbild dienen wollen und lieber um ein härenes Gewand bitten in einem Zeitalter, in dem alles so schrecklich teuer ist und der Luxus eines solchen Kleides vielleicht manche arme Madonna erbittern könnte? Bis jetzt hat sich noch keine überirdische Stimme durch den Raum hören lassen, es seien denn die Stimmen der drahtlosen Telegraphie.

Einstweilen nun arbeiten Hunderte von kleinen Midinettes an dem Gewand, das aus Goldbrokat in schweren Falten und ganz von kostbaren Gemmen bedeckt, an der Jungfrau niederfallen wird. Aber ist sie nicht rührend, die spanische Mutter, die das Leben ihres glücklich aus Marokko heimgekehrten Sohnes der Madonna, die ihn beschützte, mit einem Kleid bezahlt?